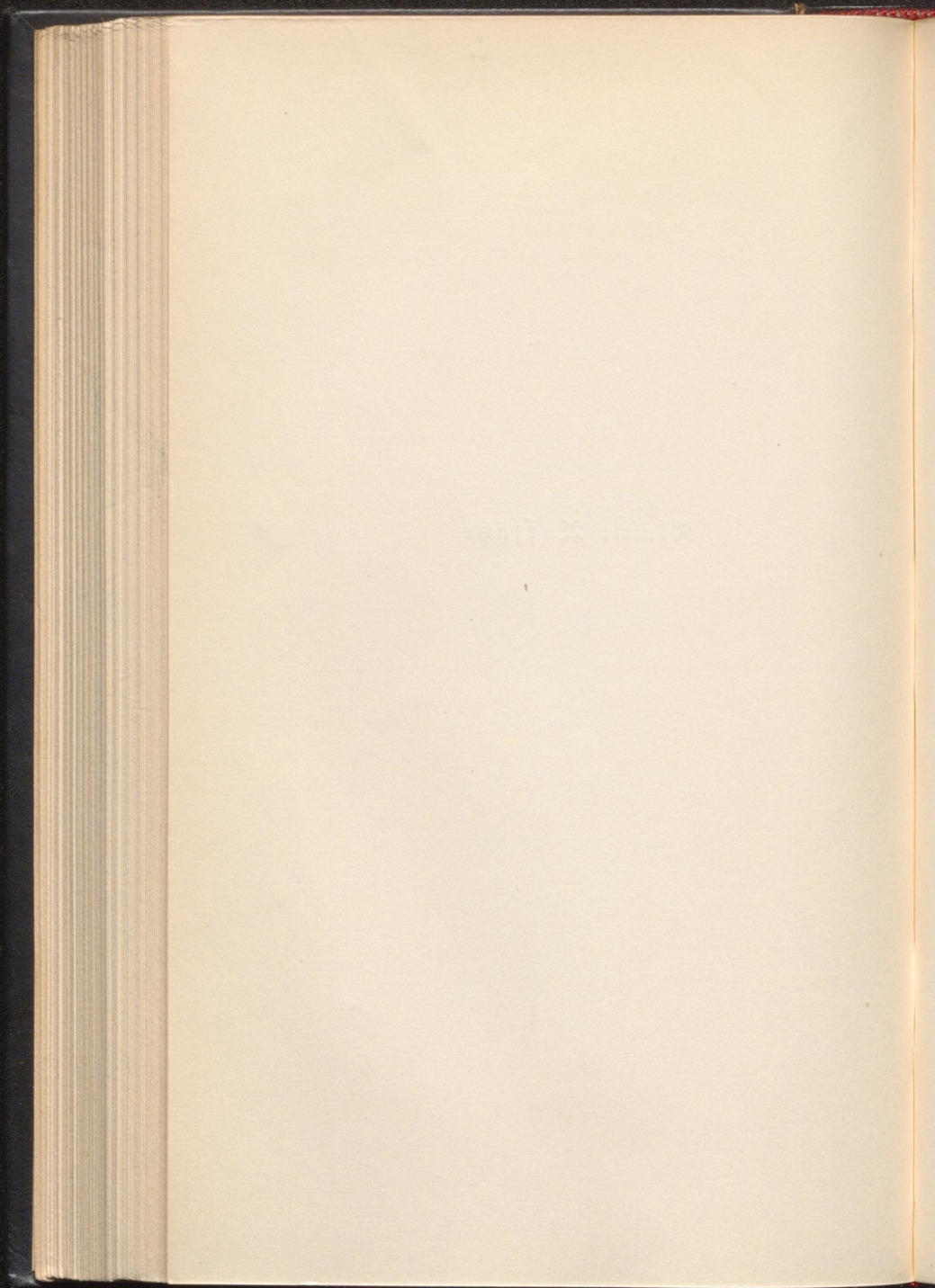


Kleine Aufsätze



Über die Lehre Spenglers

Nietzsche bemerkt einmal, der Satz, ein Prophet gelte nichts im eigenen Lande, sei falsch; „das Umgekehrte“ sei die Wahrheit, — was wohl nur heißen soll, daß niemand in der Fremde zu Ruhm gelangt, dem nicht vor allem bei sich zu Hause Ruhm bereitet wurde. So hat das große Werk des Herrn Oswald Spengler mit dem kraß-katastrophalen Titel („Der Untergang des Abendlandes“) die Ruhmeszensur des eigenen Landes passiert; es hat Weltpopularität erlangt auf Grund des außerordentlichen Erfolges, der ihm in Deutschland zuteil wurde, eines Erfolges, der um so höher zu veranschlagen ist, als es sich nicht um eine sogenannte unterhaltende Produktion, einen Roman im üblichen Sinne des Wortes handelt, sondern um ein profundes philosophisches Werk, mit dem erschreckend gelehrten Untertitel: „Versuch einer Morphologie der Weltgeschichte.“ Und so mag man, alles geistigen Widerstandes ungeachtet, sogar mit nationaler Genugtuung auf einen Erfolg blicken, dessen Voraussetzungen vielleicht heute nirgends sonst in einem Grade gegeben sind wie bei uns.

Wir sind ein aufgewühltes Volk; die Katastrophen, die über uns hingegangen, der Krieg, der nie für möglich gehaltene Umsturz eines Staatssystems, das aere perennius schien, ferner wirtschaftlich-gesellschaftliche Umschichtungen radikalster

Art, kurzum das stürmischste Erleben, haben den nationalen Geist in einen Zustand der Anstrengung versetzt, wie er ihm lange nicht mehr bekannt gewesen. Die allgemeine geistige Welt-situation erhöht diese Spannung. Alles ist in Fluß gekommen. Die Naturwissenschaften, denen um die Jahrhundertwende scheinbar nichts zu tun übrig blieb, als das Errungene zu sichern und auszubauen, stehen an allen Punkten in den Anfängen eines Neuen, dessen revolutionäre Phantastik es dem Forscher mag schwer fallen lassen, kaltes Blut zu bewahren, und eine populäre Erschütterung weit in die Laienwelt hinausträgt. Die Künste liegen in voller Krise, die zuweilen zum Tode zu führen droht, zuweilen die Möglichkeit neuer Formgeburten ahnen läßt. Die Probleme fließen ineinander; man kann sie nicht gesondert halten, kann nicht etwa als Politiker existieren, ohne von geistigen Dingen etwas zu wissen, oder als Ästhet, als „reiner Künstler“, indem man sich um soziale Gewissenssorgen den Teufel etwas kümmert. Die Frage des Menschen selbst, von der alle anderen nur Abwandlungen und Facettierungen sind, stand niemals drohender, fordernder vor den Augen des ernstlich Lebenden; und was Wunder, wenn sie bei den heimgesuchten, den niedergeworfenen Völkern, denen das Bewußtsein einer Zeit- und Weltwende unmittelbar sich aufdrängt, die Gewissen am schwersten belastet, zur Denktätigkeit am schärfsten anhielte? Es wird seit Ausbruch des Krieges viel gedacht, viel diskutiert, auf eine fast russisch uferlose Art diskutiert in Deutschland; und wenn jener Staatsmann recht hatte, der erklärte: Demokratie, das sei Diskussion, so sind wir heute in der Tat eine Demokratie.

Man liest gierig. Und nicht zu seiner Zerstreuung und Betäubung tut man es, sondern um der Wahrheit willen und um sich geistig zu wappnen. Deutlich tritt die im engeren Sinne

„schöne“ Literatur im öffentlichen Interesse zurück hinter die kritisch-philosophische, den geistigen Versuch. Richtiger gesagt: eine Verschmelzung der kritischen und dichterischen Sphäre, inauguriert schon durch unsere Romantiker, mächtig gefördert durch das Phänomen von Nietzsches Erkenntnislyrik, hat sich weitgehend vollzogen: ein Prozeß, der die Grenze von Wissenschaft und Kunst verwischt, den Gedanken erlebnishaft durchblutet, die Gestalt vergeistigt und einen Buchtypus zeitigt, der heute bei uns, wenn ich nicht irre, der herrschende ist und den man den „intellektualen Roman“ nennen könnte. Zu ihm gehören Werke wie das „Reisetagebuch eines Philosophen“ vom Grafen Hermann Keyserling, das schöne Nietzsche-Buch von Ernst Bertram und der monumentale „Goethe“ des George-Propheten Gundolf. Unbedingt, schon kraft seines literarischen Glanzes und der intuitiv-rhapsodischen Art seiner Kulturschilderungen, gehört auch Spenglers „Untergang“ dazu, dessen Wirkung bei weitem die sensationellste war und dem freilich noch jene „Welle von historischem Pessimismus“ zu Hilfe kam, die, nach einem Wort Benedetto Croce, heute über Deutschland dahingeht.

Spengler leugnet, Pessimist zu sein. Einen Optimisten wird er sich noch weniger nennen wollen. Er ist Fatalist. Aber sein Fatalismus, resümiert in dem Satze: „Wir müssen das Notwendige wollen oder nichts“, ist weit entfernt, tragisch-heroischen Charakter zu tragen, den dionysischen, in welchem Nietzsche den Gegensatz von Pessimismus und Optimismus aufhob. Er trägt vielmehr den einer boshaften Apodiktizität und einer Zukunftsfeindlichkeit, die sich in wissenschaftliche Unerbittlichkeit verummmt. Er ist nicht amor fati. Mit „amor“ gerade hat er am allerwenigsten zu tun, — und das ist das Abstoßende daran. Nicht Pessimismus oder Optimismus ist die

Frage: Man kann sehr dunkel denken vom Schicksal des Menschen, der vielleicht zum Leide auf ewig verurteilt oder berufen ist; man kann, wenn vom „Glück“, vom angeblich irgendwann einmal bevorstehenden „Glücke“ die Rede ist, sich in tiefste Skepsis hüllen, — ohne darum der oberlehrerhaften Sympathielosigkeit des Spenglerschen Fatalismus den mindesten Geschmack abzugewinnen. Pessimismus ist nicht Lieblosigkeit. Er bedeutet nicht notwendig ein frostsalt-„wissenschaftliches“ Verfügen über die Entwicklung und eine feindselige Nichtachtung solcher Imponderabilien, wie des Menschen Geist und Wille sie darstellen, indem sie der Entwicklung denn doch vielleicht ein der berechnenden Wissenschaft unzugängliches Element von Irrationalität beimischen. Solche Unmaßung aber und solche Nichtachtung des Menschlichen sind Spenglers Teil. Wäre er zynisch wie ein Teufel! Aber er ist nur — fatal. Und er tut nicht wohl daran, Goethe, Schopenhauer und Nietzsche zu Vorläufern seines hyänenhaften Prophetentums zu ernennen. Das waren Menschen. Er jedoch ist nur ein Defaitist der Humanität.

Ich spreche wie zu Leuten, die den „Untergang des Abendlandes“ gelesen haben. Ich tue es im Vertrauen auf jenen Weltruhm, den das Werk dank großer Eigenschaften, die niemand ihm abstreitet, sich erworben hat. Seine Lehre, für alle Fälle kurz zusammengefaßt, ist diese. Die Geschichte besteht in dem Lebenslauf vegetativer und strukturgleicher Organismen von individueller Physiognomie und begrenzter Lebensdauer, die man „Kulturen“ nennt. Es sind bisher acht an der Zahl: die ägyptische, indische, babylonische, chinesische, antike, arabische, die abendländische (unsere eigene) und die Kultur der Mayavölker Zentralamerikas. Obwohl aber „gleich“ nach ihrer allgemeinen Struktur und ihrem allgemeinen Schicksal,

sind die Kulturen streng in sich geschlossene Lebewesen, unverbrüchlich gebunden eine jede an die ihr eigenen Stilgesetze des Denkens, Schauens, Empfindens, Erlebens, und eine versteht nicht ein Wort von dem, was die andere sagt und meint. Nur Herr Spengler versteht sie samt und sonders und weiß von einer jeden zu sagen und zu singen, daß es eine Lust ist. Im übrigen, wie gesagt, herrscht tiefe Verständnislosigkeit. Lächerlich, von einem Zusammenhange des Lebens, von letzter geistiger Einheit, von jenem Menschentum zu reden, das, nach Novalis, der höhere Sinn unseres Planeten, der Stern ist, der dieses Glied mit der oberen Welt verbindet, das Auge, das er gen Himmel hebt. Unisonst, sich zu erinnern, daß ein einziges Werk der Liebe, wie Mahlers „Lied von der Erde“, welches altchinesische Lyrik mit der entwickeltsten Tonkunst des Abendlandes zu organischer menschlicher Einheit verschmilzt, die ganze Theorie von der radikalen Fremdheit, die zwischen den Kulturen herrscht, über den Haufen wirft. Da es keine Menschheit gibt, gibt es nach Spengler auch nicht etwa die Mathematik, die Malerei, die Physik, sondern es gibt ebensoviel Mathematiken, Malereien und Physiken, wie es Kulturen gibt, und es sind völlig wesensverschiedene Dinge, eine babylonische Sprachenverwirrung; nur wiederum Herr Spengler ist mit der Intuition begnadet, sie alle zu verstehen. Jede Kultur, sagt er, durchläuft die Lebensalter des Einzelmenschen. Geboren aus einer mütterlichen Landschaft, erblüht sie, reift, welkt und stirbt. Sie stirbt, nachdem sie sich charaktervoll ausgelebt, alle pittoresken Ausdrucksmöglichkeiten ihres Wesens, als da sind: Nationen, Religionen, Literaturen, Künste, Wissenschaften und Staatsformen, erschöpft hat. Das Greisenalter jeder Kultur, das den Übergang zum Nichts, zum Erstarrungstode der Geschichtslosigkeit, bildet, nennen wir „Zivilisation“. Da aber

jedes Altersstadium einer Kultur bei allen übrigen nachzuweisen ist, so ergibt sich erstens ein neuer und amüsanter Begriff der „Gleichzeitigkeit“; zweitens aber für den Wissenden die astronomische Sicherheit dessen, was kommt. Was zum Beispiel für unsere eigene Kultur, die abendländische, die zu Anfang des 19. Jahrhunderts ins Greisenstadium der Zivilisation getreten ist und deren nächste Zukunft mit dem Jahrhundert der römischen Soldatenkaiser „gleichzeitig“ sein wird, im Kommen begriffen ist, das steht fest. Es steht astronomisch-biologisch-morphologisch fest. Es steht schauderhaft fest. Und wenn es etwas noch Schauderhafteres gibt als das Schicksal, so ist's der Mensch, der's, ohne ein Glied dagegen zu rühren, trägt.

Dies zu tun, ermahnt uns der eiserne Gelehrte. Man muß das Notwendige wollen oder nichts, sagt er — und merkt nicht, daß das gar keine Alternative ist und daß der Mensch, indem er nur das will, was die unerbittliche Wissenschaft für das Notwendige erklärt, einfach aufhört zu wollen, — was nicht eben sehr menschlich ist. Das Notwendige also, was ist es? Es ist der Untergang des Abendlandes, dies Schreckensplakat, — der Untergang nicht gerade sans phrase, nicht im physischen Sinne, obgleich auch viel physischer Untergang damit verbunden sein wird, sondern des Abendlandes Untergang als Kultur. Auch ein China existiert ja noch, und viele Millionen Chinesen leben, aber die chinesische Kultur ist tot. Nicht anders steht es mit derjenigen Ägyptens, das seit der Römerzeit nicht mehr von Ägyptern, einem National-, einem Kulturvolk bewohnt ist, sondern von Fellachen. Das Fellachentum ist nach Spengler Endzustand jedes Volkslebens. Ein Volk tritt, wenn seine Kultur sich ausgelebt hat, ins Fellachentum über und wird wieder geschichtslos, wie es als Urvolk war. Das geistig-politisch-wirtschaftliche Instrument aber, das diesen Zustand

herbeiführt, ist die Zivilisation, der Geist der Stadt: denn sie führt den Begriff des vierten Standes, die Masse, herauf, und die Masse, die nicht mehr Volk ist, das Nomadentum der Weltstädte, das ist die Formlosigkeit, das Ende, das Nichts. Für das Abendland, wie für jede Kultur, fällt das Herauskommen formloser, traditionsloser Gewalten (Napoleon) mit dem Beginn der Zivilisation zusammen. Der Napoleonismus aber geht in Cäsarismus über, die parlamentarische Demokratie in die Diktatur einzelner Macht- und Rassenmenschen, skrupelloser Wirtschafts-Konquistadoren vom Typus eines Cecil Rhodes. Die Entwicklungsstufe des Cäsarismus ist in sämtlichen verfallenden Kulturen nachzuweisen und währt gut zwei Jahrhunderte. Bei den Chinesen heißt sie die „Zeit der kämpfenden Staaten“. Sie ist die unsrige. Mit dem Anfang des 20. Jahrhunderts hat die private Machtpolitik die immerhin von abstrakten Idealen bestimmte parlamentarische Parteipolitik abgelöst. Die persönliche Gewalt, der große Einzelne herrscht über entnervte Fellenmassen, die er als Schlachtvieh traktiert. Ein Cäsar kann und wird wiederkommen, ein Goethe niemals, und läppische Romantik wäre es, heute noch Dingen der Kultur, der Kunst, der Dichtung und Bildung eine irgendwie ernstliche Aufmerksamkeit zuzuwenden. Das kommt Fellenvölkern nicht zu. Unser literarisches Leben zum Beispiel hat nichts zu bedeuten als den gänzlich gleichgültigen Kampf zwischen intellektualistisch durchzivilisierter Großstadtkunst und idyllisch-rückständiger Heimatkunst. Wer sich auf das Schicksal versteht, kümmert sich den Teufel um solche Quisquilien, sondern hält sich an das, was einzig Zukunft ist und hat, an den Mechanismus, die Technik, die Wirtschaft und allenfalls noch die Politik. Lächerlichkeit über die, die eines guten Willens sind und sich schmeicheln, Güte, Geist und Wille zuwürdiger

Menschenordnung gehörten auch zum Schicksal und könnten auf den Gang der Welt einen korrigierenden Einfluß nehmen. Was kommt, steht fest: Kolossalkriege der Cäsaren um Macht und Beute, Ströme Blutes und, was die Sclavenvölker betrifft, Schweigen und Dulden. Der Mensch, ins Zoologische, Kosmisch-Geschichtslose zurückgesunken, lebt als Bauer mit der mütterlichen Scholle verbunden oder kummert stumpf in den Ruinen der ehemaligen Weltstädte hin. Als Narkotikum erzeugt seine arme Seele die sogenannte „zweite Religiosität“, ein Surrogat der ersten kulturvoll-schöpferischen, ohnmächtig und eben vermögend, ihm sein Leiden in Ergebung tragen zu helfen.

Der Mann dieses erquicklichen Ausblickes ist eine eigentümlich vegetarische Erscheinung. Seine Lehre, kalt-wissenschaftlich, affektlos, erhaben über alle menschlichen Parteilungen, eisern deterministisch, reine Erkenntnis, wie es scheint, bekundet durch sich selbst dennoch einen Willen, eine Weltanschauung, Sympathie und Antipathie; sie ist im Grunde nicht affektlos, denn sie ist heimlich konservativ. Man stellt eine solche Lehre nicht auf, man ordnet die Dinge nicht so, identifiziert nicht in dieser Weise Geschichte und Kultur, stellt nicht mit dieser Schärfe Form gegen Geist, ohne ein Konservativer zu sein, ohne in seinem Herzen Form und Kultur zu bejahen und die zivilisatorische Zersetzung zu verabscheuen. Die Kompliziertheit und Perversität des Spenglerschen Falles besteht nun darin, oder scheint darin zu bestehen, daß er trotz dieses heimlichen Herzenskonservatismus nicht die Kultur bejaht, nicht für „Erhaltung“ kämpft, nicht mit Tod und Verwesung nur pädagogisch droht, um sie hintanzuhalten, sondern die „Zivilisation“ bejaht, sie mit fatalistischer Wut in seinen Willen aufnimmt, ihr gegen die Kultur eisern-höhnisch recht gibt, denn die Zukunft

gehöre ihr, und alles Kulturhafte entbehre jeder Lebensausicht. Eine so grausame Selbstüberwindung und Selbstverneinung scheint der kalt-heroische Denker sich zuzumuten. Ein heimlicher Konservativer, scheint er, der Kulturmensch, verdrehterweise die Zivilisation zu bejahren; allein, das ist nur der Anschein eines Anscheines, eine doppelte Vegetation, denn er bejaht sie wirklich, — nicht nur mit seinem Wort, dem etwa sein Wesen widerstrebt, sondern auch mit seinem Wesen!

Was er verneint, indem er es prophezeit, er stellt es dar, er ist es selbst, — die Zivilisation. Alles, was zu ihr gehört, was ihr Ingrediens ist: Intellektualismus, Rationalismus, Relativismus, Kult der Kaufalität, des „Naturgesetzes“, — seine Lehre ist damit durchtränkt, sie besteht daraus, und gegen ihren bleiernen Geschichtsmaterialismus ist derjenige eines Marx nur idealistische Himmelsbläue. Sie ist nichts als Neunzehntes Jahrhundert, völlig vieux jeu, bourgeois durch und durch; und indem sie die „Zivilisation“ als das Kommende apokalyptisch an die Wand malt, ist sie selber ihr Ausklang und Grabgesang.

Ihr Autor entlehnt von Goethe den Begriff der Morphologie; aber in seinen Händen wird diese Idee etwa zu dem, was in denen Darwins die ebenfalls Goethesche Idee der Entwicklung wurde. Er hat von Nietzsche schreiben gelernt, ihm die verhängnishaften Akzente abgeguckt; aber vom Wesen dieses wirklich strengen und liebenden Geistes, Inaugurators eines unsäglich Neuen, hat seine lieblose und falsche Strenge nicht einen Hauch verspürt. Er ist geistfeindlich — nicht im Sinne der Kultur, sondern in dem der materialistischen Zivilisation, deren Reich das Gestern und nicht das Morgen ist. Er ist ihr echter Sohn, ihr letztes Talent und prophezeit sie dabei mit pessimistischer Unerbittlichkeit, indem er zu verstehen gibt, daß er heimlich ein konservativer Kulturmensch sei.

Mit einem Wort, er ist ein Snob — und erweist sich als solcher auch in seinem Attachement an die Natur, das Naturgesetz, seine Verhöhnung des Geistes. „Sollten die unabänderlichen Gesetze der Natur nicht Täuschung, nicht höchst unnatürlich sein?“ fragt Novalis. „Alles geht nach Gesetzen, und nichts geht nach Gesetzen. Ein Gesetz ist ein einfaches, leicht zu übersehendes Verhältnis. Aus Bequemlichkeit suchen wir nach Gesetzen.“ Aus wissenschaftlicher Bequemlichkeit und herrschapodiktischer Lieblosigkeit, jawohl! Und auch aus jener Selbstgefälligkeit, welche, lüstern nach Verrat, für die Natur gegen den Geist und den Menschen überheblich Partei nimmt, diesem im Namen jener süffisante Unerbittlichkeiten sagt und sich wunder wie ehern und vornehm dabei dünkt. Aber das Problem der Vornehmheit, allerdings beschlossen in dem Gegensatz zwischen Natur und Geist, ist nicht gelöst durch solche Überläuferei, und um die Natur gegen den Geist vertreten zu dürfen, wie Spengler es tut, müßte man vom echten Adel der Natur sein, gleich Goethe, der sie gegen den Geistesadligen Schiller vertrat, — sonst ist man das, als was ich den talentvollen Verfasser des *Unterweges* soeben kennzeichnete, nämlich ein Snob, und man gehört zur großen Zahl der modernen Figuren, die unangenehmerweise lehren, was ihnen nicht zukommt.

Zum 60. Geburtstag Ricarda Huch

Dies sollte ein Deutscher Frauentag sein, und mehr als ein deutscher. Denn nicht nur die erste Frau Deutschlands ist es, die man zu feiern hat, es ist wahrscheinlich heute die erste Europäerin.

Die Lagerlöf ist eine echte und große Erzählerin, mit epischen Urinstinkten, unzweifelhaft eine Natur. Aber ihre Geistigkeit erschöpft sich in ein paar wohlmeinend humanitären Ideen, die ihre Schöpfungen mit Güte durchwärmen, ohne je vermögend gewesen zu sein, sie in den Geruch des Intellektualismus zu bringen. Es steht anders mit der Huch. Man darf vermuten, daß sie in ihrem, in unserem Lande, wo, zum Teil, von Kunst und Schöpfungstum äußerst kritisierbare Vorstellungen verbreitet sind, vertraulicher verehrt werden würde, wenn sie dümmer wäre, wenn sie als reine Dichterin und Geschöpf des Unbewußten sich einfältig darstellte, statt zu sein, was sie außerdem — nein, in einem damit, untrennbar gleichzeitig ist: eine wunderbar artikuliert Herrscherin im Reich des Bewußten, eine Mehrerin dieses Reiches, eine große Schriftstellerin. Eben hiermit aber ist sie welt- und zukunfts wichtiger als ihre liebenswerte Schwester im Norden. Nach ihrer Meinung ist sie damit sogar weiblicher.

Vor fünf und zwanzig Jahren hat sie ein Buch geschrieben, das der heutigen geistigen Lage in Deutschland mehr entspricht

als der von 1899. Es antizipiert einen Typus von Schriften, der unserem Publikum erst seit kurzem vertraut geworden ist, nach dem erst die Abenteuer der Zeit ihm das Bedürfnis wecken mußten, und würde, wenn es heute erschiene, unzweifelhaft so diskutiert und begehrt sein wie die Werke der Reyserling, Spengler, Gundolf und Bertram. Ich meine ihr Buch über die deutsche Romantik, zwei Bände, die das Niveau ihres Gegenstandes besitzen, will sagen: das höchste in Deutschland, ja in der Welt je erreichte. In diesem Buche sagt sie:

„Denn das Ewig-Weibliche ist ja das Prinzip der Erlösung, nämlich das Bewußtwerden des Unbewußten, die unendliche Revolution, die Eva einleitete, als sie den Apfel der Erkenntnis pflückte. Mag Goethe sich dessen bewußt gewesen sein oder nicht, das vielfach so gedankenlos gebrauchte Schlußwort des ‚Faust‘ hat denselben Sinn wie das ‚Mehr Licht‘, das dem Sterbenden in den Mund gelegt wurde. Nichts beweist Goethes menschliche Größe mehr, als daß er sich nach höheren Stufen sehnte und an sie glaubte.“

Dieser Satz, daß, allem landläufigen Vorurteil entgegen, das weibliche Prinzip nicht das der Dumpfheit, Natur- und Triebhaftigkeit, vielmehr das revolutionäre und zu „höheren Stufen“ leitende Prinzip der Bewußtwerdung und der Erkenntnis sei, ist beinahe die These des Buches, — sein Gegenstand bringt sie mit sich, denn die Romantiker haben das „Weib“, wie es im Buche, in dem unseres Vorurteils, steht, gehaßt und verachtet, sie haben mit ihm zugleich den „Mann“ verneint, wie eben dies Vorurteil ihn immer noch will und meint, und haben beiden grotesken und verfehlten Wunschbildern das Ideal des Ganzenmenschen, der Androgyne entgegengestellt, die „Sophie“ des Jakob Böhme, die den Menschen nach seinem Ziele weise. Die Buch zitiert Friedrich Schlegel: „Was ist häßlicher als über-

ladene Weiblichkeit; was ist so ekelhaft als übertriebene Männlichkeit, die in unseren Sitten, unseren Meinungen, ja auch in unserer besseren Kunst herrschen . . . Man muß den Charakter des Geschlechts keineswegs noch mehr übertreiben, sondern vielmehr durch starke Gegengewichte zu mildern suchen . . . Nur sanfte Männlichkeit, nur selbständige Weiblichkeit ist die echte, wahre und schöne . . . In der That sind die Männlichkeit und die Weiblichkeit, so wie sie gewöhnlich genommen und getrieben werden, die gefährlichsten Hindernisse der Menschlichkeit.“ — Das war und ist nicht schlecht zu hören in einem Volk, wo immer viel Neigung vorhanden bleibt, das Ideal des Weibes in der Kuh und das des Mannes im Schlagetot zu erblicken.

Von Goethe, dessen Helden man, nicht immer ohne Mißbilligung, nachgesagt hat, es eigne ihnen „etwas Weibliches“, stammen die Verse:

„Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah mit Kunst verwandt.“

Warum denn? Weil die Frauen „Natur“ sind, und weil man auch in der Kunst so ganz und gar eine Sache der Natur, des Instinkts und des Unbewußten zu ersehen hat? — Nein, Kunst ist nicht Natur, sie ist das Gegenteil davon, — es gibt Augenblicke, wo es Lebenswichtigkeit gewinnt, die Begriffe richtig zu ordnen. In der Zweiheit von Geist und Natur, deren Verschmelzung im Dritten Reich das Ziel der Humanität ist, gehört die Kunst durchaus auf die Seite des Geistes; sie ist Geist, denn sie ist ihrem Wesen nach Sinn, Bewußtheit, Einheit, Absicht. So meinte es Novalis, als er den „Wilhelm Meister“ „ganz ein Kunstprodukt, — ein Werk des Verstandes“ nannte; und nie haben die Romantiker den Begriff der Kunst anders verstanden denn als Gegensatz des Instinktiven, Natürlichen, Unbewußten.

Sie wußten wohl, wie es Frau Huch in ihrem Buche weiß, daß die feinste und reichste Bildung des Geistes dem Dichter nicht zu geben vermag, was nur die Natur gibt, nämlich Fülle und Leben, und daß „der Körper aus dem Körperlichen geboren werden“ muß; aber mit Friedrich Schlegel wehrten sie sich gegen das Vorurteil, „es sei die Kunst nichts als eine Frühlingsblüte der Menschheit, bestimmt, zu blühen, zu reifen und zu welken, nichts als der unwillkürliche Erguß eines leidenschaftlichen Herzens oder eines unbewußten Naturmenschen, nichts als ein süßer Kindertraum, der im Lichte der Bildung und Wissenschaften zerfließen müsse“. Sie wußten von einer Poesie, die ahnend dem Gedanken vorangeht; sie wußten aber auch von einer, die sie die „bessere“, jedenfalls die der heutigen Menschheitsstufe angemessenere nannten und die, „dem klaren Gedanken sich zugehend, ihm dienend folgt“. Sie bekämpften also, was zu bekämpfen auch heute noch immer so sehr der Mühe lohnt: die populäre Fehldeutung, als ob Kunst und Dichtung, romantische Dichtung wenigstens, deutsche Kunst, lauter Traum, Einfalt, Gefühl oder, noch besser, „Gemüt“ seien und mit „Intellekt“ den Teufel etwas zu schaffen hätten. In Wahrheit ist man befugt, die deutsche Romantik als eine ausgemacht intellektualistische Kunst- und Geisteschule anzusprechen; denn erst dort, wo Trieb und Absicht, Natur und Geist, Plastik und Kritik, Dichtertum und Schriftstellertum sich wechselseitig durchdringen, ist romantische Sphäre.

Ist es nötig, die heillose Abgeschmacktheit der Antithese von Dichtertum und Schriftstellertum auszusprechen, in deren Pflege nur Gebatter Schneider und Handschuhmacher sich noch kritisch gefallen? Es sollte nicht nötig sein. Jeden Besseren sollte es ekeln vor einer Unterscheidung voller Tendenz, die sich als wahres „Hindernis der Menschlichkeit“ eben dadurch so auffallend

kennzeichnet, daß immer nur gerade die Reaktionäre, die Haus- und Altbackenen, die zugleich Rohen und Sentimentalen, die in jedem Betrachte Hoffnungslosen es sind, die sie handhaben. Es ist zum Lachen! Längst ist die Entwicklung, sind die lebendigen Tatsachen über diese feindseligen Tröpfe hinweggegangen, sie aber, die Nase im Sande, hören nicht auf, das tote Gewäsch vom deutschen Dichter und vom unvölkischen Schriftsteller zu wiederholen. Wir haben nicht Raum, von den literarischen Lebensstatfachen zu sprechen, die ihrer spotten; von der Herrschaft des Romans im Reiche moderner Dichtung und von der Krise, worin er sich eben jetzt als Kunstform befindet und aus der er als etwas Neues, Ungekanntes und Geistigeres hervorgehen wird. Wir begnügen uns dankbar anzuführen, was Ricarda Huch an einer denkwürdigen Stelle ihrer „Blütezeit der Romantik“ sagt:

„Es wäre eine wundervolle Aufgabe, aus der Sprache, wie sie sich durch die Romantik, Goethe als ihr Anfangspunkt genommen, entwickelt hat, zu zeigen, welche Erweiterung die Bewußtseinswelt seitdem erfahren hat. Wie der Roman die moderne Form der Dichtung *κατ' ἐξοχήν* ist, so die Prosa die Sprache der modernen Dichtung. Sie ist der natürliche Ausdruck des Bewußtseins, die Poesie des Unbewußten. Wenn nun das Ideal der Zukunft Einswerden von Instinkt und Geist, Trieb und Absicht ist, so muß die Sprache der Zukunft Prosa-Poesie, das heißt eine poetische Prosa oder prosaische Poesie sein. Und wie könnte man sich verhehlen, daß die Poesie mehr und mehr von der Prosa verdrängt, daß aber diese dafür immer poetischer wird?“

Ist das nicht vollkommen wahr, und ist nicht heute schon jede Prosa unlesbar, die nicht, je heimlicher, desto besser, der Poesie nahe steht? Nicht umsonst hat unser Ohr die Prosa des Romantikersprossen Nießsche erlebt, seine intellektuale Musik . . . Es ist gut, daß das Wort gefallen ist, dies in Problematis

geliebte: Musik. „Denn“, sagt unsere Autorin an anderer Stelle, „wie sich Prosa und Poesie gegenüberstehen, so in einem weiteren Kreise Poesie und Musik, wo nunmehr die Poesie das Bewußte, Musik das Unbewußte vertritt.“ Und sie erzählt von Wackenroder, dem Musikverliebten, der dennoch kein echter Romantiker gewesen wäre, wenn ihm nicht zuweilen gegraut hätte vor der „frevelhaften Unschuld, der furchtbaren, orakelmäßig-zweideutigen Dunkelheit“ der Musik, dieses „Traumgesichtes von allen mannigfaltigen menschlichen Affekten, wie sie, gestalllos, zu eigner Lust, einen seltsamen, ja fast wahnsinnigen pantomimischen Tanz zusammen feiern, wie sie mit einer furchtbaren Willkür, gleich den unbekannten, rätselhaften Zaubergöttinnen des Schicksals, frech und frevelhaft durcheinander tanzen.“

„Das“, sagt Ricarda Huch, „ist die leise Gewissensangst des Träumers, der die heilige Erlösungskraft des Lichtes ahnt und es doch flieht.“ Ist es nicht unsere, die deutsche Sache, von der da gehandelt wird? Ist dieser „Träumer“ nicht der Deutsche selbst, der, wie er aus Liebe zum Unbewußten nicht will, daß der Dichter ein Schriftsteller sei, so auch wieder der Musik vor der artikulierten Dichtung einen weiten Herzensvorrang gewährt — und dennoch dabei jene „leise Gewissensangst“ nicht los wird? Jeder, dem es darum zu tun war, dem deutschen Wesen Form, Bewußtheit, helle Weltgültigkeit, Vornehmheit in der Welt zu verleihen, hat, und ob er sich noch so schmerzhaft ins eigene Fleisch dabei schnitt, das zweideutige Dunkelheitselement der Musik in Deutschland bekämpfen müssen. Ja, man mußte denjenigen hassen, aber man mußte ihm heimlich beipflichten, der es wagte, die Musik ein „Hindernis deutscher Menschlichkeit“ zu nennen.

Es sind Lieblingsprobleme, die wir berühren, Lieblingsgedanken, um die wir da kreisen. Die Jubilarin möge uns verzeihen,

daß wir ihren Tag zum Anlaß nehmen, davon zu sprechen, — er ist ein Anlaß dazu. Das Problem der Vornehmheit, es ist beschlossen in dem Gegensatz von Natur und Geist, von Bewußtheit und Unbewußtheit; denn die Frage, welcher Adel der höhere sei: derjenige, den der Geist seinen Kindern, oder derjenige, den die Natur ihren Lieblingen verleiht, wird nicht verstummen, bevor nicht beide in einem Dritten sich aufheben, dem wir keinen deutlicheren, aber auch keinen schöneren Namen zu geben wissen als eben diesen: Humanität.

Das Problem von Gesundheit und Krankheit, dem vorigen nahe verwandt, es liegt ebenfalls hier. Denn Bewußtheit ist Krankheit, — die Romantiker wußten es nur zu gut, aber in aller Krankheit sahen sie den Ausdruck eines Überganges zu höheren Stufen. „Alle Krankheiten gleichen der Sünde darin, daß sie Transzendenzen sind.“ (Novalis) Sie haben diesen Gedanken bis ins Religiöse hinein verfolgt. Das Mittelalter verhielt sich ihnen zur Antike wie Geist zu Natur; und am katholischen Mittelalter wieder liebten sie die ungebrochene Eintracht, die Eintracht vor der Spaltung, — die aber, um Ricarda Huch's Worte zu gebrauchen, „gewissermaßen eine bewußtlose, notwendige und deshalb verdienstlose und unsichere Vollkommenheit“ war. Der Protestantismus war die Spaltung, — beklagenswert von Gemütes wegen, aber unumgänglich, wie das Welken der Blüte, das Reifen des Kindes. Führte er zur Anarchie, — nun wohl! „Wahrhafte Anarchie“, sagt Schlegel, „ist das Zeugungselement der Religion.“ Was diese Geister erwarteten, woran sie arbeiteten, war nichts anderes als der neue Katholizismus, eine wiedergewonnene bewußte, freie und darum gesicherte Einheit, das Dritte Reich. Hardenbergs „Europa oder die Christenheit“ war nicht reaktionär. Er, der gesagt hat, die eigentlich bessere Welt sei die Zukunft, konnte es niemals

reaktionär meinen, und es war ein Mißverständnis ersten Ranges, daß Goethe die Schrift nicht ins „Athenäum“ gerückt haben wollte. Sie war revolutionär in des Wortes edelster Bedeutung. Sie lehrte das Moralischwerden der Natur, die Selbstdurchdringung Gottes, den zu vollkommenem Selbstbewußtsein entwickelten Menschen. Sie lehrte religiöse Humanität — oder, wie Ricarda Huch es unübertrefflich ausspricht: Sie lehrte Harmonie, „sowohl in der Seelenmonarchie jedes einzelnen, wie in der Liebesrepublik der ganzen Menschheit“.

Wir mußten hoch steigen, bis dorthin, wo die zu Feiernde wohnt, um unsrer Glückwünsche auf leidlich sinnvolle Art ledig zu werden. Der erleuchteten Schöpferin, der großen deutschen Schriftstellerin seien sie in durchdachter Ehrerbietung dargebracht.

1924

Unterwegs

Ich bin unterwegs seit Wochen, die mich wie Jahre dünken. Es treibt mich auf den Meeren um, ich bin der Fliegende Holländer. Ich habe in den Ohren die beiden Motive, mit deren Hilfe Wagner die Gestalt des Unseligen so eindrucksvoll dargestellt hat: das stille, öde, das die einförmige Horizontweite des unbewegten Meeres malt, und das balladeske *Hoiho* und *Hoihe*, womit die Ouvertüre beginnt. Ich habe das ewige Meer auf beide Arten erlebt, in Schläfrigkeit und Gebraus, ich habe die Sonne auf seiner Bläue, den Mond auf seiner schlummernden Finsternis spielen sehen und habe stundenlang beim Säusen des Windes und Knallen der Leinwand in seinen Auf- und Abwärtsgängen geblickt, wenn der Bug des stampfenden und sich bäumenden Dampfers auf seine vom Sturm ihm entgegengewälzten Wogen niederwucherte und das ganze Vorderschiff von weißem Gischt übersprüht wurde. Des Morgens bekomme ich es heiß in die Wanne geliefert, das Meer, und esse danach Hafergrütze, Eier und gute Marmeladen zum Tee. Zuweilen gehe ich an Land, um berühmte Baulichkeiten auf mich wirken zu lassen, die Sitten fremder Völker zu beobachten und so den engen Bezirk meiner Bildung zu erweitern. Doch bald heißt es wieder, wie für Sentas bleichen Liebhaber: Aufs Meer! Aufs Meer!

Es handelt sich um eine Lustfahrt des Hamburger Dampfers „General San Martin“ durch das Mittelmeer, die zweite schon, die er dies Jahr unternimmt. Noch eine dritte wird folgen, und alle sind ausverkauft. Das wundert mich nicht: der General ist ein ausgezeichnetes, gepflegtes und höchst behagliches Schiff, nicht ganz so groß wie der öfter genannte „Peer Gynt“, 6500 Tonnen, wenn ich nicht irre, aber geräumig genug, mit seinem Speisesaal und Wintergarten, seinen wohnlichen Gesellschaftsräumen und seinem breiten Promenadendeck, daß ungefähr 160 Passagiere wohl darauf leben können, ohne einander zu bedrängen. Sie leben sehr gut, bedient von einem Heer weißer Jacken; die Verpflegung ist üppig, nicht ohne Förmlichkeit wird sie genossen, man kleidet sich gesellschaftlich zum 7-Uhr-Diner, Musik spielt, zuweilen ist Tanz auf fahnen-geschmücktem, mit Talkum bestreutem Deck... Ich will das alles nicht ausmalen, es könnte als soziale Provokation wirken, als beifällige Schilderung einer Orgie des nachkriegserischen Kapitalismus mit Neureichen in den strahlenden Luginskabinen. Es ist dergleichen. Es hat was davon. Aber es ist auch wieder ein deutsches Fahrzeug, das unsere Flagge auf hoher See und in den fremden Häfen zeigt, mit einem Kapitän, dem Ernst und Tüchtigkeit auf der Stirn geschrieben stehen, mit höflichen Offizieren, gutmütigem Schiffsvolk und einer Atmosphäre von Hamburger Nüchternheit und Sauberkeit, die sehr wohl tut nach den erotischen Bizarrerien, in die es einen getragen.

Ich bewohne kein Lugins-Appartement und bin es zufrieden. Man hat mir eine ehrenhafte Offizierskabine auf dem Bootsdeck angewiesen, die früher der Arzt innehatte, ein gedrängt praktisch eingerichtetes kleines Geläß mit einem Tisch zum Schreiben und vielen geräumigen Schubladen unter dem Bett und in der Kommode. Ich habe es gut, aber nicht zu gut,

so ist es in Ordnung. Mein Liegestuhl zum Lesen steht vor der Thür.

Ich ging an Bord in Venedig ... Mein Gott, mit welcher Bewegung sah ich die geliebte Stadt wieder, nachdem ich sie dreizehn Jahre lang nur im Herzen getragen! Die langsame Fahrt in der Gondel vom Bahnhof zum Dampfer, mit fremden Menschen, durch Nacht und Wind, werde ich immer zu meinen liebsten, phantastischsten Erinnerungen an sie zählen. Ich hörte wieder ihre Stille, das geheimnisvolle Anschlagen des Wassers an ihre schweigenden Paläste, ihre Todesvornehmheit umgab mich wieder. Kirchenfassaden, Platz und Stufen, Brücken und Gassen mit vereinzelt Fußgängern erschienen unerblickt und entschwebten. Die Gondeliere tauschten ihren Ruf. Ich war zu Hause ... Der Dampfer, der vor der Piazzetta lag, fuhr erst am nächsten Abend. Ich war vormittags in der Stadt, auf dem Platz, in San Marco, den Gassen. Ich stand den ganzen Nachmittag auf Deck und betrachtete die geliebte Komposition: die Säulen mit dem Löwen, dem Heiligen, die arabisch verzauberte Gotik des Palastes, die prunkend vortretende Fassade des Märchentempels; ich war überzeugt, kein Gesicht der kommenden Fahrt werde vor meiner Seele dies Bild überbieten können; ich schied mit wirklichen Schmerzen.

Nun bin ich unterwegs, wer weiß, wie lange. Das ist die sonderbarste Inspektionsreise, die mir vorgekommen. Wir gewinnen die Weltkenntnis von Matrosen. Wir gehen vor Anker da und dort, wir mustern die Hafenstädte und werfen uns wieder aufs Meer. Wir pendeln zwischen zwei Erdteilen, wechseln die Klimate wie den Anzug — den Anzug nach dem Klima —, und unsere Bildung erweitert sich in ungeahntem Maße. Wie leicht wird es mir fortan werden, in Gesellschaft über Cattaro zu sprechen, wenn die Rede darauf kommt. Vielleicht könnte ich

etwas nachhelfen und geschickt das Gespräch darauf lenken, um meiner Umgetriebenheit froh zu werden. Die Einfahrt zu jenem südlich engen und malerischen Städtchen ist originell und fjordartig, ein mehrfach gewundener Schlauch, von Bergen besäumt, zu deren Füßen reizvolle Ortschaften lagern. Es regnete während unseres Besuchs, doch war es viel wärmer als beispielsweise in der Türkei, und nichts hielt uns ab, uns ausbooten zu lassen und unseren Forscherfuß auf den Boden Südslawiens zu setzen. Ich bin aus der Domsassade nicht klug geworden. Sie hat eine gotische Rose über dem Portal, zeigt aber auch romanische Motive. Auf jeden Fall ist die Gesamtwirkung prächtig. Ein sehr geschmackvolles dix-huitième kommt unter den öffentlichen und besseren Bürgerhäusern Cattaros vor. Eine große Anzahl von Töchtern der Schwarzen Berge, Montenegriner, man versteht, waren zum Markt heruntergekommen und belebten mit ihrem farbigen Nationalkostüm das Bild. Wir schieden bereichert.

Was denken Sie, ich war in Ägypten! Lesseps steht im Grad auf der großen Mole von Port Said. Man nahm Anstoß daran, aber ich urteilte, man hätte ihn nicht gut als Griechengott oder Amon-Ra dort hinstellen können. Schließlich einigte man sich auf den Gehrock; er wäre das Richtige gewesen. Wir fuhren per Extrazug an seinem Werke hin, dem Suezkanal. Das beste, was für mich dabei herausgekommen, ist die „Mida“, und ich versuchte, mir etwas aus diesem wohlklingenden Werk zu pfeifen, während wir längs der Verkehrsader rollten, die blau durch den Wüstensand zieht. Wir fuhren nach Kairo, einer Stadt, in der orientalisches Leben brausend pulst. Wir lunchten in einem englischen Hotel und tobten in Kraftwagen, begierig nach Land und Leuten blinzeln, die Augen mit farbigen Brillen geschützt gegen den Staub und die Sonne Afrikas, hinaus nach den Pyramiden von Gizeh.

Ich habe nicht viel gesehen. Ich war behangen mit Arabern, Männern und Jungen, einem Gelichter, gegen das die Soldojäger Süditaliens der reine britische Hochadel sind. Sie haben nur einen Gedanken im Sinn: das Backschisch, und sie machen dies Interesse mit allen Mitteln, worunter ein furchtbares Geschrei, gegen jedes andere geltend, um dessentwillen man etwa nach Ägypten gekommen sein könnte. Man bedient sich tatsächlich gegen sie des Fliegenwedels, den man sich gegen die wirklichen Fliegen sofort nach der Landung kaufen muß; aber sie sind schlimmer als die wirklichen. Weder in den Straßen von Kairo, wo sie dir als Händler mit Mumienfragmenten, „Skarabäen“, Postkarten, allerlei zweifelhaften Souvenirs in den Ohren liegen, noch in der Wüste, als Eseltreiber, Schuhabsauber und Bettler, lassen sie dich auch nur einen Augenblick zur Ruhe kommen. Bei alledem kann man sich nicht ernstlich gegen sie erbittern. Sie sind pittoresk und fidel. Auch hübsch sind sie oft, auf afrikanische Art. Sie haben Zähne, wie ich sie nie im Leben gesehen. Von weitem schon sieht man diese unglaublichen Gebisse als breiten weißen Streifen in den dunklen Gesichtern leuchten.

Die Frauen scheinen am öffentlichen Leben nicht teilzuhaben. Schwarz verhüllt, nonnenhaft, sieht man sie, ein Wassergefäß auf dem Kopf, das liegt, wenn es leer, aufrecht steht, wenn es voll ist, einherwandeln. Die Männer und Buben behaupten das Feld, sind lustig und lästig. Selbst die Kinder, unbefschreiblich drollige Geschöpfe oft, Amulette auf der Stirn und an einem Stück Zuckerrohr oder einem Kringel saugend, sieht man meist auf den Armen von Männern. Mein Esel hatte drei Namen: Bismarck, Maurice und Dooly, je nachdem, wie der nebenherstrabende Besitzer mit offenherzig erklärte, während er mein Portemonnaie auf seinen Gehalt an englischem Silber untersuchte. Ich habe auf Capri einen Esel namens Michelangelo

geritten, und es war sonderbar genug zu hören, wie der Führer ihn beständig mit dem Rufe „Mut, Michelangelo!“ zu höherer Leistung zu stacheln suchte. Immerhin, es war der Name eines nationalen Heros, ein stolzer Name, nur einer, nur dieser, und damit Punktum. Aber dies hier — je nachdem — war ja die reine Charakterlosigkeit und fremdenindustrielle Liebedienerei, amüsan, aber verächtlich. Übrigens war Bismarck ein reizendes Tier, weißgrau, klein, mit großem Kopf und witzigen Augen, gewandt, zäh, intelligent, wie die Esel zumeist hierzulande. Aber ich hätte es nicht sagen, hätte ihn nicht loben dürfen. Es kostete mich viel.

Wir waren in Lugo, in Karnak, in den Königsgräbern von Theben. Bei Nacht fuhr ein Schlafwagenzug uns hin und zurück. Ich habe in der Glut eines Himmels, von dem seit drei Jahren kein Tropfen Regen gefallen ist, die Trümmer einer Kultur ragen sehen, von der schwer begreiflich ist, wie dieser vom Nil befruchtete Streifen Landes zwischen Wüste und Wüste, wo Roggen, Mohn, Baumwolle und Zucker wächst, sie hat ernähren können; ich bin im Staube zwischen diesen Lotos- und Papyrusäulen, diesen Pylonen gewandelt, deren Flächen so zaubernd mit Bild und ewiger Inschrift gefüllt sind. Ich bin auch mit den andern in die schwülen Grabzimmerschluchten der Söhne der Sonne in den Bergen am Rande der Libyschen Wüste hinabgestiegen, obgleich mir nicht wohl dabei war. Ich bin sicher, daß jeder Bessere empfinden wird wie ich, in der staubigen Hitze dieser weit und tief in den Berg vorgetriebenen Gemächer, deren Lufttrockenheit die Farben ihrer Wandmalereien durch die Jahrtausende so unglaublich frisch erhalten hat: das Gefühl beschämender Indiskretion verläßt einen bei keinem Schritt. Diese Menschen haben ihr Leben lang darauf gesonnen und keine Vorkehrung unterlassen, um genau das zu verhindern,

was jetzt geschieht. Amenophis IV., an dessen glasbedeckter Mumie im Porphyr sarc ich lange in Rührung stand — die feinen Züge des jungen Königs sind vollkommen lebenskenntlich, die eingetrockneten Arme über die Brust gekreuzt —, hat zwei falsche Grabkammern mit falschen Königsmumien vor seine wirkliche legen lassen, um sich gewiß zu schützen. Es ist ihm gelungen für einige Zeit; die Wissenschaft hat sich lange bei der ersten, dann bei der zweiten Kammer beruhigt. Aber schließlich ist man ihm doch auf die Schliche gekommen und hat ihn persönlich gefunden. Es ist ein Jammer im Grunde.

Das Grab Tut-anch-Amuns ist vollständig ausgeräumt. Nur noch die vergoldete Hülle der Mumie ist dort. Er war komplett für die Ewigkeit eingerichtet dort unten und glaubte sich sicher mit seinem Hausrat. Ich habe einen Teil der Schätze im Museum zu Kairo gesehen, vor allem den Stuhl mit den goldenen Löwenfüßen und der figürlich bemalten Rückenlehne, ein Werk von höchster Anmut. Ist es recht und gut, daß solche Schönheit der menschlichen Empfindung wieder fruchtbar gemacht wurde, oder hätte es uns nach einem Willen, dessen Würde durch keinen Zeitverlauf zunichte werden konnte, niemals vor Augen kommen dürfen? Ein Dilemma.

Das Morgenland ... Doch, doch, ich habe es aufgenommen. Ich trage zeitlose Bilder mit fort, die unverändert sind seit den Tagen der Isis und sperberköpfiger Götter. Ich sah die braunen Männer von Kemi die Schöpfeimer hochziehen an den Lehmufeln des Nils, den Aekersmann mit Urgeräten den heiliggedüngten Boden bestellen, den Ochsen das Wasserrad drehen. Ich sah das Kamel, das weise, schäbige, nützliche, alte — Jahrtausende im Blick seines grotesken und flugen Schlangenkopfes —, noch immer sehe ich es, bepackt, mit Turbanreitern, eins hinter dem andern, in langer Zeile am

Horizont hinziehen, ich werde es immer sehen, wenn ich will, das Morgenland ist doch mein geworden.

Aufs Schiff, aufs Schiff! Man meint wohl, Konstantinopel sei schwer zu erreichen? Durchaus nicht. Man braucht nur ein paar Tage lang morgens in warmem Meer zu baden und abends den Smoking anzulegen, so dringt man unversehens durch die Dardanellen und das Marmarameer und ist dort. Allerdings kann man unterwegs Windstärke 6 oder 7 und böse See haben, so daß der Speisesaal immer halbleer ist, auch während der Mahlzeiten sich weiter leert und man den Vermut als Herzstärkung schätzen lernt. Dann hat man Verspätung, aber doch nur ein paar Stunden. Und dafür wurde mir bei der Ankunft eine erhebende Überraschung zuteil, ein offizieller Empfang durch die türkische Hafenbehörde! Man lud mich ins Rauchzimmer, man machte mich mit den mandeläugigen Polizeioffizieren bekannt. Der eine redete allerlei, was der andere dahin verdolmetschte, man sei außerordentlich erfreut, mich hier zu begrüßen, und hoffe dringend, daß der Aufenthalt sich mir zur Annehmlichkeit gestalten werde. Ich erwiderte in fließendem Deutsch, ich sei zum ersten Male in der Türkei und sähe dem Besuch ihrer berühmten Hauptstadt mit der größten Spannung entgegen. Die Artigkeit der an mich gerichteten Worte wisse ich herzlich zu schätzen. — Der Austausch wurde noch eine Weile fortgesetzt. Schließlich erhielt ich eine Extra-Empfehlung von rechts nach links auf meinen Ausweis. Die Sache blieb ohne praktische Folgen und Vorteile für mich. Aber wissen möchte ich wohl, wie die Türken von meinem Nahen Kunde erhielten.

Der Aufbau Konstantinopels ist prächtig, vom Meere aus gesehen. Die Minarette sehen aus wie Faberbleistifte mit kleinen Mastkörben. Die Hagia Sophia hat ihrer sechs — man

sollte nicht im Scherz davon sprechen, das schicksalreiche Heiligtum ist eins der majestätischsten Bauwerke der Welt, Allah ist groß dort, dazu ist der Boden mit Teppichen belegt, die den blassen Neid des Liebhabers erwecken. San Marco in Riesendimensionen. Aber ich bleibe doch der goldenen Heimlichkeit meines Tempels treu.

Ich sah noch andere Moscheen, hörte den Koran psalmisieren und den Muezzin aus seinem Mastkorb nach allen vier Windrichtungen zum Gebete rufen, sah die Moslim in sanfter und schöner Bewegung mit der Stirne den Boden berühren. Ich sah auch die Jeré-Batan-Zisterne, dies unterirdische Säulengewölbe im Wasser, phantastisch zu schauen. Ich fuhr über Land, durch das fruchtbare, aber nicht hinlänglich bestellte Türkenland, hinaus, wo hoch über dem blauen Bosporus, über dem Park der Sommerresidenz der deutschen Botschaft, der Ehrenfriedhof der in den Dardanellenkämpfen gefallenen Deutschen liegt. Um das Kreuz des einen hängt der zerplagte Rettungsring, worin er an Land getrieben. Auch Feldmarschall von der Goltz liegt dort begraben.

Die Stadt als solche enttäuscht. Man spürt ihren wirtschaftlichen Rückgang; es gibt keine eleganten Läden; der Große Basar ist ein Trödelmarkt, die Perastraße langweilig; man darf die orientalische Lebensflut Kairo's nicht vorher gesehen haben. Die Männerwelt, vom Fünfjährigen bis zum Greise, trägt einhellig den Fez (den niedrigen, meist dunkelroten, nicht den hohen, meist heller gefärbten Ägypter). Aber der Weltanschauungszwiespalt der Bevölkerung, die Trennung in Alt- und Jungtürkentum wird deutlich an den Frauen, die man teils strenggläubig verhüllt, teils aufgeklärt unverschleiert einhergehen sieht. Übrigens vertragen sie sich. Man sieht die Bewahrende neben der Emanzipierten, die Fromme neben der

Freien, die womöglich pariserische Korallenlippen hat, duldsam wandeln.

Athen? Ich war dort. Ich glitt nach abermals stürmischer Nacht in den Piräus ein, ich ließ mich „ausbooten“ und fuhr in einem Buik-Wagen die Akropolis hinan. Ich ging nicht so weit, mich vor den Karyatiden des Erechtheions photographieren zu lassen, wie viele meiner Genossen. Aber sonst trieb ich mich ebenso ordinär und verächtlich zwischen den edlen Resten herum wie sie

Gleichviel, es ist unbeschreiblich, wie verwandt, wie geistig-elegant, wie jugendlich-europäisch auf einmal, nach den Formen der Nilkultur, diese göttlichen Reste auf uns wirken. Sekt alle Bildungsempfindsamkeit beiseite — es ist keine Kleinigkeit, von der Burg hinab und hinaus auf Salamis und die heilige Straße zu blicken. Zuletzt ist es unser aller Anfang, in Wahrheit unser heroisches Jugendland. Wir taten den schwülen Orient ab, unsere Seele ward licht und heiter, ein Bild des Menschen erstand, das oft versank und immer wieder zur Sonne stieg. Wo ich stand, empfindet man, daß wahrhaft nur der Europeans Sohn ist, der sich in seinen besten Stunden auf Hellas im Herzen zurückzubeziehen weiß. Man wünscht dort inbrünstig, immer möchten die Perser, in welcher Gestalt sie auch kommen, wieder geschlagen werden.

Stinnes in Ehren, — ich habe herrliche Dinge gesehen, ich bin, Bewunderung und Liebe und menschlichen Jugendstolz im Herzen, auf seine kapitalistische Lustbarke zurückgekehrt. Ich habe das eleusinische Relief (mit dem Gros) im Original erblickt, ich sah die sinnende Athene, den Bronze-Epheben von Antikythera und jenen unvergleichlichen Marmor, den vom Meere, wohin Barbaren ihn geworfen, halb zerfressenen, zum Diskuswurfbegbüßten Jüngling, über dessen wundervoll modellierten Rücken mit der Hand zu streichen ein geistig-sinnliches Glück ist. Wie

Phidias, auch Pheidias genannt, ein ganz dünnes Gewand in feinsten Falten sich an die weichen Formen eines Frauenkörpers schmiegen zu lassen mußte, darüber bin ich aufrichtig bestürzt. Schade, daß soviel Talent mit menschlichen Schwächen verbunden war, über die man vielleicht besser schwiege. Unter uns gesagt, war er ein Materialdieb und starb im Gefängnis. —

Wir steuern nach Messina, wir werden das namhafte Taormina besuchen, uns nach Neapel wenden und die Fortschritte kontrollieren, welche die Ausgrabungen von Pompeji gemacht. Wer glaubt, daß wir Algier auf sich beruhen lassen werden, der irrt. Wir werden dort kurz, aber scharf nach dem Rechten sehen. Wir werden vor Malaga Anker werfen, uns nach Granada begeben und sowohl die Alhambra besichtigen wie auch mit gemischten Gefühlen einem Stiergefecht beizohnen. Wir werden Barcelona anlaufen und uns in Serpentina nach Monsalvat kutschieren lassen. In Genua endet die Lustbarkeit, aber das ist unabsehbar, und zuweilen wünschte ich, es wäre das weniger. Das gute Leben und all dies bunte Obenhin fangen an mich zu langweilen. Es ist auch kalt; außer nach Ägypten kommen wir für heurige Verhältnisse überallhin zu früh. Jetzt im Ionischen Meer sitze ich im Winteranzug und habe die Dampfheizung meiner ehrenhaften Kabine aufgedreht. Die schwereren Grade der Seekrankheit bleiben mir fremd, doch neigt mein Magen oftmals zu Hyperazidität und Unbehagen.

In Gesellschaft werde ich fortan meinen Mann stehen, das ist gewiß. Ich werde sprechen wie ein Buch, dem Anschauung zugrunde liegt, wenn auch nur eine hastige. Ich bin ungeduldig, diesen sozialen Vorteil zu genießen; ich wollte, es wäre so weit.

Vom Geist der Medizin

Offener Brief an den Herausgeber der „Deutschen
Medizinischen Wochenschrift“

Haben Sie Dank für Ihr Schreiben vom 16. dieses Monats und für Mitteilung der kritischen Betrachtungen, die von ärztlicher Seite an meinen Roman „Der Zauberberg“ geknüpft worden sind! Es ist mir sehr wertvoll, diese Äußerungen in Händen zu haben, die ich bisher nur vom Hörensagen kannte und von denen ich mir kein deutliches Bild hatte machen können.

Eine Apologie meiner Erzählung gegen jene fachmännischen Ausstellungen und Bedenken zu liefern, die sich ja übrigens weniger gegen die Wahrheit meiner Schilderungen als gegen ihre Opportunität richten, kann nicht meine Sache sein. Man soll es die andern sagen lassen, meine ich; und von anderer, ebenfalls ärztlicher Seite hat mein Buch denn auch schon manche Fürsprache und Stützung erfahren, — privat und öffentlich; wobei ich besonders die auffallend mutigen Äußerungen jener Frau Dr. Margarethe Levy (Berlin) im Sinne habe, der die „Deutsche Medizinische Wochenschrift“ loyalerweise gestattete, zu erklären, die Kritik, die der Roman an der Realität des Lungensanatoriums übe, sei nach ihrer Erfahrung als Patientin und Ärztin nur allzu gelungen und berechtigt, und das Buch bedeute einen sehr ernsthaften Appell an das Gewissen

der Ärzte, ihre Kranken vor dem psychisch schädigenden Einfluß dieses Milieus zu bewahren. Ich bitte auch, mit dankbarer Genugtuung ihre Aufforderung wiederholen zu dürfen, die Ärzte sollten den Roman nicht als einen gegen sie gerichteten Angriff betrachten, sondern als Mahnung zur Erkenntnis und Einsicht. Was mich jedoch an den Bemerkungen der tapferen und wissenden Frau ein wenig entsetzt hat, ist die Art, in der sie leicht hin, und als handle es sich um die selbstverständlichste Sache von der Welt, eine Figur des Romans, den Chefarzt „Hofrat Behrens“, mit der Person eines „weit über Davos bekannten“ Lungenpezialisten identifiziert. Über meine Art der Menschenbeobachtung und -auschlachtung sind so viele verleumderische Märchen, so viele Operngucker- und Belauerungsphantasien im Umlauf, daß mir die Einbürgerung weiterer solcher Legenden äußerst unwillkommen wäre. Ein „Beobachter“ so roher und primitiver Art bin ich meiner Lebtag nicht gewesen, und sollte auch „Hofrat Behrens“ keineswegs das zynische Scheusal sein, das die Kritiker der „Deutschen“ und der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ aus ihm machen, sondern sollte er in seiner melancholisch-schneiderigen Phantastik sogar zu den sympathischsten Gestalten des Buches gehören, so bin ich doch nicht nur mir selbst die Feststellung schuldig, daß die Beziehungen dieser meiner Romanfigur zu der realen Person jenes „weit bekannten“ Spezialisten, wenn überhaupt vorhanden, jedenfalls außerordentlich oberflächlich sind.

Von den privaten Tröstungen zu reden, die mir aus ärztlicher Sphäre zuteil geworden sind, wäre wohl indiscret und selbst denunziatorisch. Immerhin, die Tatsache, daß ein ganz „großes Tier“ unter den Medizinern, ein Geheimer Rat und Ordinarius einer berühmten Universität, von der Lektüre des „Zauberbergs“ so angetan war, daß er seinen Studenten einen eignen

Vortrag darüber gehalten hat, — diese Tatsache ist es nicht allein, die mich entschuldigt, wenn ich zu der Vermutung neige, daß die Rundgebungen der Herren Doktoren Schelenz und Prüssian von der Aufnahme, die mein Roman in der ärztlichen Welt gefunden hat, kein ganz richtiges Bild vermitteln. Schließlich, es gibt Verbindungen, Überschneidungen zwischen dieser Welt und der rein literarischen. Die Medizin besitzt einen Jünger und Sohn, auf den mit Stolz zu blicken sie Ursache hat, einen dichterischen Abkömmling, der eben als Dichter seine ärztliche Abkunft nicht verleugnet: Dr. Arthur Schnitzler in Wien. Nun, ich habe es aus seinem Munde, daß er den „Zauberberg“ als Arzt, mit der Teilnahme des Arztes, gelesen hat, und es sind Äußerungen von ihm über das Buch bekannt geworden, die meiner inneren Haltung gegenüber den Vorwürfen und Bedenken jener Spezialkritiker eine ungemeine Festigkeit verleihen.

Ich gebe zu, der Fall ist schwierig. Der Roman „Der Zauberberg“ hat einen sozialkritischen Vordergrund, und da der Vordergrund dieses Vordergrundes medizinische Region ist, die Welt des Hochgebirgs-Luxus-Sanatoriums, in der die kapitalistische Gesellschaft Vorkriegs-Europas sich spiegelt, so konnte es wohl nicht fehlen, daß eine gewisse Fachkritik, hypnotisiert vom vordersten Vordergrund, in dem Buche nichts als eben den Sanatoriums-, den Tuberkuloseroman erblickte und die Wirkung, die sie davon ausgehen sah, mit einer solchen Spezialisierung verwechselte, — als handle es sich um eine Art von medizinischem Gegenstück zu Upton Sinclairs Enthüllungsepos vom Chicagoer Schlachthof. — Das Mißverständnis ist voller Ironie. Denn dem literarischen Urteil ist nur zu wohl bekannt, daß das Sozialkritische durchaus nicht zu meinen Passionen und also auch nicht zu meinen Stärken gehört und daß es in meiner Produktion nur akzidentiell und nebenbei mit unterläuft, eben

nur mitgenommen wird. Die eigentlichen Motive meines Schriftstellertums sind recht sündig-individualistischer, das heißt metaphysischer, moralischer, pädagogischer, kurz: „innerweltlicher“ Art, — wie überall, so auch im „Zauberberg“, gegen den ein Zuwenig an gesellschaftlichem Pathos denn auch von seiten einer sozial und selbst sozialistisch gerichteten Kritik (Julius Bab) mit schwerem Bedauern eingewandt worden ist. Man darf keinen Widerruf von mir verlangen. Es wäre feig, mein Erlebnis zu verleugnen, und mit Recht würden diejenigen, die es stumm mit mir teilten und mir dankten, daß ich es zur Sprache gebracht, mich dafür mißachten. Ich halte die künstlerische Kritik, die mein Roman, unterderhand, an einer realen gesellschaftlichen Erscheinung übt, für wahr, berechtigt, ja verdienstlich. Denn ich habe die sittlichen Gefahren, mit denen dieser wunderliche Hörselberg die Jugend bedroht (und die Tuberkulose ist eine Jugendkrankheit), mit Händen gegriffen, und kein einsichtiger Arzt streitet sie ab. Aber ein vollkommener Irrtum des Chefarztes Dr. Schelenz ist es meiner sicheren Überzeugung nach, zu glauben, die Leute läsen das Buch um dieser — seiner Meinung nach schädlichen — Kritik willen, sie „durchflögen die langatmigen Dialoge“, um sich mit sensationeller Lust „der Schilderung des Heilstättenlebens hinzugeben“. Wirklich, ich kann ihn beruhigen. Der „Zauberberg“ verdankt seinen Erfolg in erster Linie dem, was die Ärztin Levy in aller Unbefangenheit die Lebenswahrheit und Lebendigkeit seiner Gestalten nennt. Er verdankt ihn demnächst seiner geistigen Thematik und Problematik, mit der noch vor fünfzehn Jahren in Deutschland kein Hund vom Ofen zu locken gewesen wäre, die aber dank aufwühlender Erlebnisse heute jedem auf den Nägeln brennen. Und er verdankt ihm nicht dem Rißel irgendwelcher skandalöser Enthüllungen über das „Innenleben“ von Hochgebirgsheilstätten.

Zu jener Thematik und Problematik gehört, was ein Kritiker das Gedankengeflecht über Leben und Tod, Gesundheit und Krankheit genannt hat, — und ich komme darauf zu sprechen, weil der Mann der „Münchener Medizinischen Wochenschrift“ sich beklagt, ich hätte ein Inferno gemalt, welches, im Gegensatz zu dem meines großen mittelalterlichen Vorgängers, jegliches ethische Pathos vermissen lasse. Sonderbar! Ein Teil der literarischen Kritik empfahl mir mit Ungeduld, mich endlich doch wieder auf mein Künstlertum zu besinnen, statt mich noch länger mit sittlichen Menschheitsfragen herumzuschlagen, — und dieser Arzt sieht nichts als artistische Grausamkeit und Kälte. Respekt- und Lieblosigkeit gegen das kranke Leben, einen abstoßenden Mangel an jener „christlichen Reverenz vor dem Elend“, von der Frau Chauchat spricht, wirft er mir vor, — fern von der Vermutung, daß etwa gerade die Haltung, die er mit solchen Worten brandmarkt, das freilich nicht auf der Hand liegende „ethische Pathos“ des Buches in sich schließen könnte. Noch einmal seltsam! Der ganze erzieherische Prozeß, den der junge Held meiner Erzählung durchläuft, — dieser medizinische Leser ist unberührt davon geblieben. Denn das ist ein korrigierender Prozeß, der Prozeß fortschreitender Desillusionierung eines frommen, eines todesfürchtigen jungen Menschen über Krankheit und Tod. Dr. Prüssian mißbilligt diesen Erziehungsgang und seine Mittel — und, schließlich, wie sollte er nicht! Geschah es schon oft in Literatur oder Kunst, geschah es je, daß der Tod — zur komischen Figur gemacht wurde? Hier jedenfalls geschieht es. Denn dieses Buch, das den Ehrgeiz besitzt, ein europäisches Buch zu sein, es ist das Buch eines guten Willens und Entschlusses, ein Buch ideeller Absage an vieles Geliebte, an manche gefährliche Sympathie, Verzauberung und Verführung, zu der die europäische Seele sich neigte und neigt

und welche alles in allem nur einen fromm-majestätischen Namen führt, — ein Buch des Abschiedes, sage ich, und pädagogischer Selbstdisziplinierung; sein Dienst ist Lebensdienst, sein Wille Gesundheit, sein Ziel die Zukunft. Damit ist es ärztlich. Denn diese Spielart humanistischer Wissenschaft, genannt Medizin: wie tief ihr Studium auch der Krankheit und dem Tode gehören möge, — ihr Ziel bleibt Gesundheit und Humanität, ihr Ziel bleibt die Wiederherstellung der menschlichen Idee in ihrer Reinheit. —

Der Tod als komische Figur ... Spielt er denn übrigens in meinem Roman nur diese Rolle? Hat er nicht zwei Gesichter darin, ein lächerliches und ein würdevolles? Schopenhauer meinte, daß ohne den Tod auf Erden schwerlich würde philosophiert werden. Es würde auch schwerlich „erzogen“ werden auf Erden ohne ihn. Tod und Krankheit sind im „Zauberberg“ keineswegs nur romantische Fragen — man tut mir unrecht. Sie sind auch große Erzieher darin, große Führer zum Menschlichen, und die Meinung des Mitarbeiters der „M. M. Wochenschrift“, meine Absicht, meine tadelnswerte und verleumdende Absicht, sei offenbar gewesen, „zu zeigen, daß ein junger, verständiger und guterzogener junger Mann in der Umwelt eines Sanatoriums für Lungenkranke notwendig degenerieren müsse“, — diese Meinung wird durch das Buch selbst bis zum Grund widerlegt. Degeneriert denn Hans Castorp? Kommt er herunter? Er kommt ja herauf! Diese „Umwelt“ ist ja die hermetische Retorte, in der ein schlichter Stoff zu ungeahnter ideeller Veredelung emporgezwängt und geläutert wird; in dieser „Umwelt“, die sich durch das Buch beleidigt wähnt, wird sein bescheidener Held auf Gedanken gebracht, und Regierungspflichten erwachsen ihm dort, deren er im „Flachlande“ — hat man kein Ohr für den ironisch-ab-

schätzigen Klang des Wortes? — seiner Lebtag nicht anständig geworden wäre.

„Den Standard-Dialog von der Krankheit“ hat man das Buch genannt. Es geschah nicht sehr lobender Weise, aber ich akzeptiere das Wort. Die ideelle Schändlichkeit der Krankheit wird fühlbar gemacht, aber auch im Lichte eines mächtigen Erkenntnismittels wird sie gezeigt und als der „geniale“ Weg zum Menschen und zur Liebe. Durch Krankheit und Tod, durch das passionierte Studium des Organischen, durch medizinisches Erleben also ließ ich meinen Helden, soweit seiner verschmigten Einfalt das möglich ist, zum Vorgefühl einer neuen Humanität gelangen. Und ich sollte Medizin und ärztlichen Stand verunglimpft haben?

Es will etwas heißen, daß die Fachkritik gegen den starken eraktemedizinischen Einschlag des Romans fast nicht das geringste zu erinnern gefunden hat. Aber nicht dies ist es, weshalb die feindselige Haltung eines Teiles der Ärzteschaft gegen mein Buch mich erstaunt und kränkt. Nochmals, ich widerrufe nichts. Aber ich brauche nichts zu widerrufen, um mich als Verehrer und Bewunderer der medizinischen Wissenschaft erklären zu dürfen. Das Buch selbst, und nicht dies allein, erweist mich als solchen. Medizin und Musik sind die Nachbarsphären meiner Kunstübung. Immer habe ich unter Ärzten und Musikern meine besten Leser und Gönner gefunden. Und ob ich eines Tages, mit siebzig oder achtzig, den medizinischen Ehrendoktorhut in die Stirn drücken darf, das ist, meine Herren, keine Frage der Würdigkeit, sondern nur eine solche vitaler Ausdauer.

Kosmopolitismus

Die Frage, wie ich es mit dem Kosmopolitismus halte, ist mir schon manchmal gestellt worden, und immer hat das Examen mich in eine gewisse persönliche Verlegenheit gesetzt. Ich bin nämlich, für meine Person, gar kein Kosmopolit, durchaus kein Weltmann, nichts weniger als polyglott. Man tut nicht wohl daran, mich zu repräsentativem Zweck ins Ausland zu schicken: sobald es nicht deutsch hergeht, wie in Ungarn, Holland und Skandinavien, beginnt meine Mißlage. Mein Englisch, Französisch und Italienisch ist schlecht hin kümmerlich; ich spreche das alles nicht nur wie ein Schuljunge, ich lese es auch ohne Bequemlichkeit. Meine Trägheit in Hinsicht auf fremde Sprachen war immer unüberwindlich, und wenn ich höre, daß André Gide Englisch gelernt hat, nur um Joseph Conrad im Original zu lesen, so kennt meine Bewunderung und Beschämung keine Grenzen. Was mich betrifft, so warte ich noch heute schlaff auf die deutsche Übersetzung der Werke des polnischen Seglers (schändlicher Augenblick, wo ich Galsworthy, auch einem großen Verehrer Conrads, das eingestehen mußte), wie ich auf die von Proust warte (beeilt euch, Kosmopolitisch gesinnte deutsche Verleger!), und all meiner Lebtag bin ich ein rechter und schlechter Nutznießer des deutschen Übersetzungsfleißes gewesen. Ich erzähle gern, wie in meinen jungen Jahren

ein französischer Roman, die „Renée Mauperin“ der Goncourts, es war, dessen immer wiederholte Lektüre mich ermutigte, nach novellistischen Versuchen es mit einer Romankomposition, den „Buddenbrooks“, zu wagen. Die Reclam-Übersetzung jenes Werkes begann mit dem Dialog: „Sie lieben nicht die Gesellschaft, mein Fräulein?“ – „Nein, mein Herr, was wollen Sie, ich langweile mich in ihr!“ – Ich werde nie verstehen, wie das viele Lesen von Übersetzungen in meiner Jugend mir den Stil nicht vollständig verdorben hat.

Beschönigend ausgedrückt, ist mein Verhältnis zu „Europa“ ein wenig das des achtzehnten Jahrhunderts oder gewisser Schöpfer der deutschen Klassik zur Antike, – wie denn Friedrich II. die Alten französisch las, was nicht besser ist, als Balzac auf deutsch zu lesen, und wie Schiller kein Griechisch konnte. Zulezt, die sprachliche Unzulänglichkeit hat Grade, aber ganz zulänglich ist keiner. Wer etwa liest ungarisch? Und doch wäre es notwendig, Petöfi und unseren Zeitgenossen, den in seiner Heimat so leidenschaftlich geliebten Andreas Vdy, in der Ursprache aufzunehmen. Müssen wir Westeuropäer uns nicht fast alle begnügen, die „Brüder Karamasow“ und „Anna Karenina“ in unserer Frau Mutter-Sprache zu lesen? Müssen wir nicht auf den nach der Versicherung jedes Russen goethegleichen Lyriker Puschkın ganz einfach verzichten? Ja, wie viele von uns, seien wir Engländer, Franzosen oder Deutsche, sind auch nur dem Original des „Don Quixote“ gewachsen? – Ein Glück noch, daß unser bildsames Deutsch ein so vorzügliches Übersetzungsidiom darstellt, worin das eigentümlich Fremde sich deutlich abdrückt, so daß wir beim Lesen der Verdeutschung eines ausländischen Werkes uns denn doch in die sprachliche Atmosphäre seiner Heimat versetzt fühlen können.

Offen gestanden, muß ich in fremde Dichtung über beide Ohren verliebt sein, um die Nötigung zu empfinden, mich des Originals zu bemächtigen. So ging es mir mit gewissen Passagen von Shakespeare, mit Byrons „Don Juan“, mit Claudels „Annonce faite à Marie“. Zwei, drei Gedichte von Verlaine weiß ich in ihrer traumhaften und durchdringenden Simplicität auf französisch auswendig, da sie selbstverständlich nur so überhaupt existieren. Aber das ändert nichts daran, daß es um meine literarisch-kosmopolitische Bildung nicht besser und nicht schlechter steht als um die irgendeines geistig lebendigen Durchschnittsdeutschen, der als Student den „Niels Lyhne“ vergötterte und seinen Insel-Balzac im Schranke hat.

Aber — und dies ist die Frage, auf die ich mit all diesen wohl recht kompromittierenden Geständnissen hinauswollte —, kommt denn uns Deutschen der kosmopolitische Geist nur von außen zu? Das tut er nicht. Und sperrten wir, meine Herren Völkischen, unsere nationalen Grenzen nach allen vier Windrichtungen hermetisch; vereinten wir uns unter der Wotansäule unter wilden Verwünschungen zu dem Schwure, weder im Urtext noch auf deutsch eine Silbe europäischer Literatur mehr zu lesen, — das Ideal ethnischer Verdummung bliebe dennoch ein Wunschtraum eueres nebelfeuchten Gemütes. Wir haben den Feind im Lande. Goethe, Lichtenberg, Schopenhauer: es hilft nichts, das ist bereits europäische Prosa, direkt, auf deutsch, aus erster Hand. Und außerdem gab es da ein paar inländische Erlebnisse, vor denen man den Deutschen, der um 1900 jung war, unmöglich schützen konnte, und die noch krasser als jene danach angetan sind, das Idyll hintanzuhalten: Nietzsche und Wagner. Hat nicht die Not mich eines Tages darüber recht gute Dinge zu sagen gelehrt?

Mit uns Schriftstellern ist es schlimm und lächerlich. Wir

vergeffen, was wir mitgeteilt haben. Wir entäußern uns unserer Einsichten, indem wir ihnen lebendige Form verleihen und sie unter die Leute bringen. Sie leben nun in der Zeit und gehören uns weniger als anderen. Früh empfand ich, daß dem literarischen Ausdruck etwas Tödlisches eignet. Er erledigt, er desinteressiert. Der Schreibende verdummt, indem er andere klüger macht. Gar nicht ausgeschlossen, daß er Anlaß zur Dankbarkeit bekommt für Belehrung über die Dinge, die einst sein waren.

In der fein und wohlwollend geführten Schweizer Rundschau „Wissen und Leben“ las ich die Arbeit eines Wiener Autors namens Leszer über „Neue erzählende Prosa“, — einen Aufsatz, worin manches mir ganz ausnehmend gefiel, weil es von mir ist. Vielmehr, in Tagen aufgewühlter Gescheitheit ist es einmal von mir gewesen. Jetzt ist es von Leszer und hat mich sehr belehrt. Der Verfasser spricht da von der Europäisierung der deutschen Prosa durch Nietzsche. Er selbst, der Genealog der Moral, habe die deutschen Prosabücher von europäischer Höhe noch an den Fingern einer Hand herzählen können, sagt Leszer; seit 1900 etwa aber sei es anders und besser geworden, die deutsche Erzählungskunst habe seitdem nicht wenige Werke von hohem und einige von höchstem sprachlichen und geistigen Niveau gezeitigt. Nietzsches Sendung, sagt er, sei es vornehmlich gewesen, „den mehr seelischen Deutschen von gestern in einen immer mehr geistigen zu wandeln, was weiterhin bewirkte, daß Kunst und Geist in eins flossen, daß die deutsche Dichtung, auf haarscharfe Antithetik, dialektische Spannung und Unerbittlichkeit bedacht, immer geistigeren Rhythmus gewann. Dieses Schauspiel einer Verwandlung des deutschen Menschen und damit notwendig auch der deutschen Dichtung wirkt in Deutschland, wie täglich zu sehen ist, vielfach noch verwirrend und zeitigt selbst am abschätzigen Kunsturteile, zumal

unter jenen engherzig Beharrenden und Rückgewandten, die nur die intim deutsche, versponnen-sehnsüchtige, treuherzig-dumpfe, naturhaft einfältige Gemütsdichtung als eigentliche und vollwertige Dichtung gelten lassen wollen. Feindselig-verstößt gegen die notwendige Umschichtung des deutschen Kosmos, wie sie sind, geben sie ihre falsch-empfindsamen und dummdreist-eifernden Wertungen, Zeugnisse ihrer eigenen Rat- und Zukunftslosigkeit . . .“ Streng, aber gerecht. Teufel, Teufel, wer es ihnen so zu geben wüßte, den Ahndevollen! Er spricht von Flaße (der starken pädagogischen Einfluß hat) und rühmt dem Elsässer eine tiefe, man könne sagen: romanische, aber durch Geister wie meinen Bruder und mich allgemach auch deutsch werdende „Luft am Geordneten, Übersichtlichen, Formstarken, an trockener Luft und hellem Himmel“ nach. — „Allgemach deutsch werdend“ . . . Das gibt es also? Etwas kann deutsch werden, was es früher nicht war, und man wird es dann nicht mehr undeutsch schelten dürfen? Gehört es vielleicht zur Sache, zum Begriff des Kosmopolitismus, daß der Charakter eines Volkes nichts Starres, unwandelbar Feststehendes und Endgültiges ist, sondern bildsam, sondern erziehbar? Ja, es gibt Begegnungen, Durchdringungen des Individuellen und des Nationalen. Ein Schriftsteller kann deutscher werden, indem er zugleich den physiognomischen Aspekt seiner Nation vor den Augen der Welt verändert. Vielleicht sollte man so tiefe und delikate Vorgänge nicht stören, indem man davon spricht. Was anzudeuten war, ist eben nur, daß der kosmopolitische Geist etwas anderes ist als polyglotte Geübtheit und mondäner Dilettantismus. Was ist er denn? Vielleicht nichts anderes als der Geist des Lebens und der Wandlung.

Interessant! Ein Italiener mit dem barbarischen Namen Suckert, ein Theoretiker des Faschismus, hat in seinem Buche

„Das lebende Europa“ eine Psychologie des Helden, des nationalen Helden gegeben, die manchen hart vor den Kopf stoßen, aber darum nicht aufhören wird, bemerkenswert zu sein. Helden, behauptet Suckert, seien nicht „repräsentative Persönlichkeiten“, nicht die Verkörperung der Vorzüge und Mängel, die einem Volke eigen sind, sondern derjenigen, die ihm abgehen. Hier sei ihre Eigenart. „Die Helden sind der negative Ausdruck einer Nation, die Ausnahme, nicht die Regel; sie sind Widerspruch und nicht Übereinstimmung mit der Rasse, aus der sie hervorgingen. Die Aufgabe, ihr Volk zu vertreten, fällt den Mittelmäßigen und nicht den Genies zu. Vincenzo Monti ist italienischer als Dante oder Leopardi, Boileau französischer als Pascal oder Descartes. Die Genies sind die Äußerung dessen, was ein Volk nicht ist.“ — Welt, das ist hübsch beleidigend. Wir sind also mittelmäßig, sofern wir repräsentativ, sofern wir national sind. Wir sind „Helden“ nur, sofern wir Fremde in unserm Volke sind und es zu etwas zwingen, wozu es von sich aus gar keine Lust hat. Immerhin, das „sofern“ ist tröstlich. Ein gewisser Einschlag von „Mittelmäßigkeit“ dürfte statthalt, dürfte sogar notwendig bleiben. Bismarck war in manchen Stücken gewiß sehr fremd und hat seine Deutschen zu Dingen gezwungen, vor denen ihnen im Grunde graute. Aber das wäre ihm kaum gelungen, wäre er nicht auch ein Ausbund an mythischer Echtheit, ein wahrer Ausbruch großen Deutschtums gewesen. Und um aufs Literarisch-Kulturelle zurückzukommen, so hat die Deutschheit Goethes selbst zur Zeit der Befreiungskriege begeisterte Fürsprecher gefunden (Jahn! Barnhagen!); über Züge von Irrationalismus und Metaphysik bei Lichtenberg hat uns Ernst Bertram neulich eine schöne Arbeit geschenkt; und auf das deutsche Element in Schopenhauers europäischer Essayistik, besonders seinen Sprach-Schauvi-

nismus, erinnere ich mich schon früher hingewiesen zu haben. Kurzum, ein bißchen „Mittelmäßigkeit“ stärkt das Vertrauen. Es ermöglicht Dinge, die sonst nicht möglich wären. Ihr Mussolini, caro Suckert, ist italienisch genug, das lassen Sie gut sein. Erlauben Sie denn auch uns, ein wenig echt, ein wenig hergebracht, anheimelnd, repräsentativ, ein wenig deutsch zu sein. Das kann unter Umständen eine Verführung mehr zum Kosmopolitismus bedeuten . . .

Das „Mittelmäßige“, i. e. das Deutsch-Meisterliche bei Wagner war überwältigend. Die Verführung gewinnt hier beinahe den Sinn der Vegetation, der Düpierung. Ja, Völker können angeführt werden von den zu ihrer Wandlung berufenen Helden, indem diese sich als „Meister“ verummnen. Zu denken, daß Wagner noch heute, bei den Restaurationsversuchen Bayreuths, als Schutzherr einer höhlenbärenmäßigen Deutschtümelei und Vertreter roher Biederkeit mißbraucht werden kann, — während europäische Artisten und Dekadenten wie Baudelaire die ersten waren, die ihm zujubelten! Der ungeheuerere Spott Nietzsches über das Mißverständnis, das Wagner unter uns Deutschen angerichtet, bleibt das stärkste kritische Erlebnis meiner Lage.

Der Fall Wagner, ein ewig faszinierender Fall, zeigt überdies, welche Rolle das Deutschtum, das man als ein Element der Erhaltung und der frommen Einfalt zu denken gewohnt ist, gelegentlich schon in der Welt gespielt hat: nämlich die der Zersetzung, des schlimmen Europäismus. Davon handelt der, mag sein, nicht ganz bewältigte, aber unbändig interessante Verdis-Roman Franz Werfels, und Leszer, mein Lehrer, spricht davon in dem Schweizer Aufsatz, auf den ich mich heute stütze. „Die Fremdheit“, sagt er, „zwischen der volkhaften alten heiligen italienischen Melodie Verdis und der metaphysisch-dialektischen

Musik, dem europäisch-intellektualistischen Raffinement Wagners . . . Die tiefe Fremdheit auch zwischen den Menschen: Verdis verlegene Scheu und Wirklichkeitsreinheit, Wagners Weltlust und sündhafter Siegerwille . . .“ Dergleichen lese ich mit einer Teilnahme, die an Leidenschaft grenzt. „Metaphysisch-dialektische Musik“ – es ist nicht besser zu sagen. Hat aber Wagner, der Meister und Rattenfänger, in Deutschland selbst je eine andere Rolle gespielt als damals in Italien, als er die nationale Jugend von Verdi weg in seinen europäisch-intellektualistischen Zauberberg lockte? War seine Sendung, auch unter uns, trotz allzuviel deutscher Seele, womit er sein Blau-auge feuchtete, je eine andere als die der kosmopolitischen Auflösung und Wandlung, als die, „den mehr seelischen Deutschen von gestern in einen mehr geistigen zu wandeln“? Eine historische Frage und etwas wie eine Gewissensfrage dazu. Doch soll man sich beim Grübeln über Gewissensfragen nicht allzu lange verweilen, sondern seiend sein Schicksal bewahren. Unbedenklichkeit ist Bedingung der Produktivität, und mir und anderen habe ich oft gesagt, daß in nationalen Dingen wie in „kosmopolitischen“ am Sagen und Meinen so gut wie nichts, am Sein, am Tun dagegen alles gelegen ist.

Ihre Frage lautete persönlich. Sie wünschten zu hören, was ich dem kosmopolitischen Geiste verdanke. Ich antwortete, daß meine glücklichsten und fruchtbarsten Begegnungen mit diesem Geist intern deutsche waren, daß ich den Kosmopolitismus oder Europäismus im wesentlichen auf deutsch erlebte und daß diese Erlebnisse Goethe, Lichtenberg, Schopenhauer, Nietzsche und Wagner heißen. Die beiden letzten, die übrigens die ersten waren, ein kritisches und ein allgemein künstlerisches, waren die stärksten und bestimmendsten. Das kritische war reiner, sittlicher, ich möchte sagen: anständiger; das künstle-

rische suspekt und zweideutig, aber unendlich zaubervoll und stimulierend. Alles, was ich vom Guten weiß und von der Selbstüberwindung, verdanke ich dem einen. Alles, was ich vom Bösen weiß und von der Verführung, verdanke ich dem anderen. Und doch habe ich es beiden Erlebnissen zusammen, dem „bösen“ nicht weniger als dem „guten“, zu danken, wenn jetzt ein französischer Beurteiler etwas schreiben konnte von der „lucidité critique de sa pensée qui est celle d'un moraliste européen“.

1925

